Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 9

Artikel: Bauer werden ist schwer : Bauer bleiben schwerer
Autor: Sulser, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073129

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bauer werden ist schwer

Bauer bleiben schwerer

Von Hans Sulser

Illustration von Peter Herbener

Ich stamme nicht aus einer Bauernfamilie. Ich bin Wahlbauer aus freiem Entschluß. Mein Vater war Sekundarlehrer und ich bin in einem richtigen Industrieort aufgewachsen, aber meine Neigung zum bäuerlichen Beruf zeigte sich schon in den Bubenjahren.

Je nach Lust und vor allem je nach dem Wetter bin ich ein mittelmäßiger bis guter Schüler gewesen. Wenn die Sonne schien, hatte ich den Kopf nicht bei der Schule und an das Aufgabenmachen mochte ich schon gar nicht denken. Nein, da zog es mich ins Freie, ich suchte Pilze, Beeren, sammelte Kräuter und Wurzeln. Es genügte mir nie, die Natur nur zu betrachten und zu bewundern. Wer als Bauer fühlt, und das tat ich schon damals, dem bedeutet die Natur weder ein Schutzgebiet, noch ein Ausbeutungsobjekt, sondern die Schöpfung, zu der wir als Gärtner bestellt sind.

Damals war es mir noch ein Greuel, im Familienpflanzblätz schwitzend zu arbeiten. Wir Buben leisteten dafür während des Zweiten Weltkrieges einen anderen Beitrag zur Anbauschlacht: Wir entsumpften eine Waldlichtung. An schulfreien Nachmittagen legten wir Gräben an, schleppten Humuserde heran und mischten sie mit dem blauen, zähen Leim. So entstand aus einer Wildnis voll giftiger Sumpfkräuter schließlich ein richtiges Kartoffeläckerlein, das uns Buben mit jenen Knollen, die wir in der Glut schön schwarz zu braten pflegten, versorgte.

Es ist klar, daß unsere Waldparzelle die Gelüste räuberischer Buben weckte. So hallte immer und immer wieder der Kriegsruf durch unseren Wald. Vielleicht ein wenig angesteckt durch die großen Kriegsereignisse draußen in der Welt, wurden diese Kämpfe mit einer unglaublichen Entschlossenheit und mit großem Ernst geführt.

Unsere Familie lebte nicht in ihrer Heimatgemeinde. Dennoch sprach ich immer und auch heute noch so, wie man dort spricht, obschon ich in jener Gemeinde weder geboren wurde, noch je dort lebte. Aber das Heimatgefühl war in unserer Familie tief verwurzelt. Man redete zwar kaum davon, in den Schulferien jedoch zogen wir jeweilen mit der ganzen Haushaltung zur Großmutter und zu unseren bäuerlichen Verwandten. Dort, in meiner

Heimatgemeinde, wurde denn auch mein Entschluß, Bauer zu werden, endgültig.

Ich war 14jährig und half meinem Vetter an hausdachsteiler Halde beim Bergheuet. Ich erlebte den taufrischen Morgen, den hitzebrütenden Mittag und den goldglänzenden Abend. Ich sah die mannigfaltigen Gräser und Kräuter mit funkelnden Tautropfen, den Wiesensalbei, die Margriten und all die Feldblumen flimmernd und zitternd in der mittäglichen Hitze, die lang und länger werdenden Schatten der Eichen und die ins Abendrot getauchten Berge. Welche Schönheit lag in dieser Natur, die doch zugleich das Gras für das Vieh, Holz und Nahrung als Preis harter Arbeit bot.

Ja, auch die Mühsal bekam ich zu kosten. Es heißt etwas, als 14jähriger, ungewohnt, den ganzen Tag an einer solchen brütigen Halde zu stehen und zu rechen, zu gabeln, die schweren Heubürden zu tragen, dampfend in seinem Schweiß, Gesicht und Haare voll Heublumen. Aber ich fand Gefallen daran, die Hindernisse durch harte Arbeit zu überwinden. Die einfache Maiensäß-Hütte und die natürliche Lebensform gefielen mir. Ich fühlte mich mit allem, was mich umgab, verwachsen. Ich begann zu ahnen, wie unbekannte Vorfahren dieses selbe Land errodet und bebaut haben, dieselbe Natur bewunderten und ihr das tägliche Brot abrangen. Von da an wußte ich, daß ich Bauer werden mußte.

Eine Lehrstelle, die mir mehr bot als die Einführung in den Beruf

Im April des Trockenjahres 1947 kam ich als Sechzehnjähriger in die Fremde. Mit dürftigen Sekundarschul-Französischkenntnissen und etwas gemischten Gefühlen reiste ich dem fernen Waadtlande entgegen. Aber freudige Erwartung und der feste Wille, mich ganz einzusetzen, überwogen den Abschiedsschmerz. Ich wußte, daß mir auch die Fremde bei erfüllender Arbeit zur Heimat würde. Von allem Anfang an hat es mir das liebliche Land rund um den Genfersee angetan. Diese sonnigen Rebhänge, Ausdruck höchster Kultur und doch Natur, der See, der Alpenkranz. Aber auch im welligen, waldumsäumten Ackerlande des Mont Jorat, das nun für zwei Jahre mein Zuhause war, fühlte ich mich bald daheim.

Hier lernte ich die handwerklichen Grundbegriffe des Bauernberufes. Das vielseitige, interessante, mittelgroße Gut war als Lehrbetrieb wie geschaffen. Meinen Meistersleuten, einer Witfrau und deren Tochter, bin ich zu Dank verpflichtet. Bei ihnen lernte ich die zähe Ausdauer und den echten Arbeitswillen, die beide besaßen und besitzen mußten. Denn es heißt etwas für zwei alleinstehende Frauen, einen richtigen Bauernbetrieb zu führen und zu bewirtschaften. Da waren zehn Stück Rindvieh, zwei Pferde, Hühner und Schweine. Dazu kamen im Sommer erst noch ein Dutzend Pensionäre. Es gab drei bis vier Hektaren Weizen anzusäen, Roggen und Hafer. Es galt ihn zu pflegen, zu ernten, zu dreschen und zu verkaufen. Da waren die Kartoffeln und die Rüben, die viele Stunden mühsamer Bückarbeit verlangten. Das Obst und der ausgedehnte Gemüsebau kamen dazu. Gewiß ein vollgerütteltes Maß Arbeit für das ganze Jahr.

Obwohl auf diesem Betrieb kein Meister herrschte, war er doch nicht meisterlos. Im Wesen dieser Frauen, am ganzen Gesicht des Hofes erkannte man den alten Patron. So wurde er, der fünf Jahre bevor ich als kleiner Apprenti auf seinen Hof kam, gestorben war, auch mir noch zu einem leuchtenden Vorbild. Durch seine große Tatkraft hatte er das Heimwesen glücklich über die schlimmen Jahre der großen landwirtschaftlichen Krise geführt. Das, was er in dieser Zeit erfahren hatte, und aus dem Bedürfnis heraus, seinen bedrängten Standesgenossen zu helfen, war er zu einem Förderer des westschweizerischen bäuerlichen Genossenschaftswesens geworden. Aber das Größte an ihm war vielleicht, daß er trotz der drückenden Arbeitslast nie zu einem einseitigen Arbeitstier und kalten Rechner geworden war. Seine Bibliothek konnte sich mit der eines Mittelschullehrers messen. Er war ein guter Freund des Schriftstellers Ramuz gewesen und soll auch während der strengsten Erntezeit jeden Tag mindestens eine halbe Stunde lang selber musiziert haben.

Was sich bei den meisten anderen Menschen auszuschließen scheint, vereinigte er in sich harmonisch: die harte, werktägliche Arbeit und das unbeschwerte Teilhaben an den schönen Künsten. Die Kraft dazu schöpfte dieser Bauer aus einem innigen Christenglauben. Er saß nicht nur im waadtländischen Synodalrat, sondern er bewies seine christliche Gesinnung dadurch, daß er auch empfindliche materielle Verluste auf sich nahm, wenn es sein mußte, um den geraden Weg einzuhalten.

Unter dem Einfluß meiner Meistersleute reifte in mir, was in meinem Elternhaus vorbereitet worden war, zu einem festen Entschluß, nämlich die Entscheidung zu einem verbindlichen Christentum.

Von 21 Landwirtschaftsschülern blieben 7 dem Bauernberuf treu

Nach meiner ersten Stelle besuchte ich die Jahresschule im Strickhof in Zürich. Unsere landwirtschaftlichen Schulen sind reine Fachschulen. Der Unterricht gliedert sich in die Grundfächer Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, daneben etwas einfache Mathematik, Deutsch und die speziellen Fächer wie Rindviehzucht, Obstbau, Betriebslehre und so weiter. Aber auch als reine Fachschulen üben sie einen erzieherischen Einfluß im weiteren Sinne aus. Besonders schätzte ich, wie wir zur selbständigen Lösung von Aufgaben erzogen wurden. Zwei Stunden täglich hatten wir Schüler auf dem Schulzimmer zuzubringen und uns nach freiem Gutdünken und eigenem Zeitplan vorzubereiten.

Hier wurde ich zum ersten Male mit der Forschung als Stütze der modernen Landwirtschaft bekannt und mit den Kalkulationen als Basis der erfolgreichen Betriebsführung. Ich wurde aufgeschlossen für neue Arbeitsmethoden und begann alsgemach selber nach solchen zu forschen.

Wenn junge Leute zwei volle Jahre unter dem gleichen Dach wohnen und am gleichen Tische essen, kommt man sich sehr nahe. Es entwickelt sich eine Gemeinschaft, die mehr als bloße Kameradschaft ist. Öfters pflegten wir in Gruppen und Grüppchen halbe Nächte lang Gespräche über hohe und höchste Dinge. Durch diese Auseinandersetzungen wurden meine weltanschaulichen Ansichten vertieft und berichtigt. Gegensätze prallten aufeinander, viele Kanten und Ecken wurden gegenseitig abgeschliffen. Wir waren eben eine gar zusammengewürfelte Gesellschaft: Landbewohner und Städter, Wahlbauern und solche, die in ihr Berufsmilieu hineingeboren waren und auch einzelne, welche die landwirtschaftliche Schule nur als allgemeines Bildungsmittel, als Sprungschanze für ein außerlandwirtschaftliches Ziel betrachteten. Da waren Protestanten und Katholiken und Gleichgültige, Suchende und solche, die glaubten, den Weg gefunden zu haben, sozialistisch Angehauchte, streng Liberale, ein Freigeldler und auch die ewig Schwankenden.

Für die gefährlichen Ausmaße der Landflucht ist es bezeichnend, daß von 21 Schülern unserer Klasse bis heute, das heißt bald sechs Jahre nach dem Austritt, ganze sieben dem Bauernberuf treu geblieben sind. Die anderen sind alle in Industrie und Handel untergetaucht, soviel ich weiß, bekleidet dort keiner einen gehobenen Posten. Das ist übrigens bei ihrer Ausbildung begreiflich. Die meisten haben ja auch gegen ihre eigenen Anlagen und Neigungen umgesattelt. Es wäre naheliegend, für diese Abwanderung die bestimmt nicht rosige Lage unserer schweizerischen Landwirtschaft verantwortlich zu machen. Dem muß aber entgegengehalten werden, daß auch unsere sechs Auswanderer den gleichen Weg gingen. Von fünf von ihnen weiß ich, daß sie nicht mehr in der Landwirtschaft arbeiten, während ich vom sechsten ohne Nachricht bin. Das zeigt, daß die Landflucht eine weltweite Erscheinung ist und neben den rein wirtschaftlichen auch ihre geistigen Hintergründe haben muß.

Die wirtschaftlichen Hintergründe der Landflucht

Wir Bauern befinden uns in der Zange zwischen den von uns Menschen wenig beeinflußbaren Produktionsbedingungen wie Wetter, Bodenkraft und Bodengestaltung, und den Ansprüchen einer dieser Natur entfremdeten Bevölkerung von Städtern. Dazu kommen in der Schweiz noch bestimmte, die Bewirtschaftung erschwerende Verhältnisse, schlechte Arrondierung und große Verschuldung. So kommt es, daß in gewissen Fällen die wirtschaftliche Lage einer bäuerlichen Familie direkt an Not grenzen kann.

Auch als unselbständig Erwerbender habe ich in diese Schwierigkeiten viel Einblick gehabt. Eigene Erfahrung besitze ich darin allerdings nicht und deshalb will ich mich darüber auch nicht äußern.

Meine Hauptsorge und jene der jungen Bauerngeneration, sofern sie nicht einfach mit dem elterlichen Gut rechnen kann, ist die jedes strebsamen, landwirtschaftlichen Dienstboten, einmal selbständig werden zu können. Dies meine ich im allerweitesten Sinn, sei es als Bauer auf eigenem Grund und Boden, als

Herr Lehrer Berger ist ein vorzüglicher Pädagoge. In einer Deutsch-Stunde hat er eben die Bedeutung von Satzgegenstand und -Aussage, sowie die Zuschreibung in Wen- und Wesfall durchgedrillt.

Um den Kindern wieder eine Entspannungspause zu gewähren, hat er sie aufgefordert, auf einen Zettel die ihnen bekannten Schnell-Sprech-Sprüche aufzuschreiben. Die Schüler sind eifrig an der Arbeit. Plötzlich aber sieht er, wie Hansli lacht. Herr Berger begibt sich zu Hanslis Pult und sieht auf dem Zettel des sonst so eifrigen Schülers nur eine ihm unverständliche Inschrift. Er reißt Hansli den Zettel weg und runzelt die Stirne. Plötzlich hellen sich aber seine Züge auf, er lacht seinerseits und schreibt die Inschrift, die er auf dem Zettel von Hansli gefunden hat, groß an die Wandtafel:

ISCH ERS RIT ZISCHT RISCH EI SCHE

«Seht euch das einmal an!» sagt er zu seinen Schülern. «Hansli hat sich einen Spaß erlaubt. Er hat bei seinem Schnell-Sprech-Spruch einen bestimmten Buchstaben überall dort, wo er vorkommt, weggelassen.

Frage: Wer von Euch kann mir sagen, wie der Spruch heisst?»

Auflösung auf Seite 105

Pächter oder auch bloß in einem Anstellungsverhältnis, das wenigstens die Gründung eines eigenen Hausstandes erlauben würde.

Ein mittlerer Familienbetrieb von ungefähr zwölf Hektaren, wie mir als Wunsch vorschwebt, wird heute auf dem Liegenschaftsmarkt mit 180 000 bis 300 000 Franken bezahlt, also rund 15 000 bis 20 000 Franken pro Hektare. Bei solchen Preisen ist es selbstverständlich unmöglich, das Geld auf dem Kreditweg aufzunehmen. Auch bei unseren verhältnismäßig niedrigen Zinsfüßen wäre es einfach unmöglich, das Kapital aus dem landwirtschaftlichen Ertrag zu verzinsen.

Meiner Ansicht nach sind es die folgenden Gründe, die für nicht sehr bemittelte junge Leute zum vornherein den Kauf eines eigenen Hofes ausschließen:

1. Der Kulturboden ist in unserem Lande schon von Natur aus knapp.
2. Die Zunahme der Bevölkerung und die dadurch bedingte starke Überbauung sowie die Aufgabe von altem Kulturland in den Alpentälern haben das Land zu einer eigentlichen Mangelware werden lassen.
3. Im Zug der Rationalisierung werden viele Betriebe hauptsächlich auf Kosten kleinerer vergrößert. Das erklärt sich dadurch, daß durch die technische Entwicklung viele Zwergbetriebe, die noch vor fünfzehn Jahren eine Familie ernähren konnten, dies heute nicht mehr können.
4. Industrie- und Handelskreise erwerben landwirtschaftliche Liegenschaften als Kapitalanlage. Das erhöht die Nachfrage und hat zur Folge, daß solche Güter hoch überzahlt werden, weil ihr Ertrag für die Besitzer von untergeordneter Bedeutung ist.

Der Erwerb eines eigenen Betriebes aus Ersparnissen ist unmöglich

Um die Aussichten landwirtschaftlicher Angestellter, durch den Kauf eines Hofes selbständig zu werden, richtig beurteilen zu können, müssen auch ihre Verdienstmöglichkeiten in Betracht gezogen werden.

Mein erster Monatslohn als Lehrbub unten im Waadtland betrug dreißig Franken. Bald waren es sechzig und ich fühlte mich sehr stolz, als ich es im zweiten Jahr auf hundert brachte. In den darauffolgenden zwei Jahren der landwirtschaftlichen Schule war nichts mehr zu verdienen. Anschließend arbeitete ich zwei weitere Jahre in der Westschweiz als Karrer für zweihundert und dann 220 Franken monatlich. Daran schloß sich ein Jahr Studienaufenthalt in Dänemark. Zurückgekehrt trat ich eine Meisterknecht-Stelle an und verdiente monatlich 300 Franken. In den folgenden Jahren konnte ich als Aufseher in einem Großbetrieb und endlich als Meisterknecht-Werkführer auf einem großen Gute den Lohn noch

etwas verbessern. Mit 350 Franken im Monat dürfte ich aber bald das mögliche Maximum als lediger landwirtschaftlicher Angestellter erreicht haben.

Verglichen mit anderen Berufsgruppen sind das niedrige Löhne. Sie werden aber damit etwas aufgewertet, daß unser Beruf zur Sparsamkeit erzieht. Einmal läßt uns die Arbeit wenig Zeit zum Geldausgeben, bei der befriedigenden Betätigung ist das Bedürfnis nach Zerstreuung kleiner und eine Sucht nach sogenannten Vergnügungen kommt gar nicht auf. Das Sparen bedeutet zwar natürlich auch für mich keine Wohllust, aber es ergibt sich ganz natürlich aus meiner Lebensauffassung und meiner Arbeit.

So habe ich nun seit meiner Konfirmation trotz dem kleinen Anfangslohn, dem Auslandaufenthalt und dem Militärdienst gut 10 000 Franken zurückgelegt. Bei meinem heutigen Lohn kann ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit damit rechnen, bis zu meinem 30. Altersjahr, wenn alles gut geht und ich ledig bleibe, auf ein Vermögen von 20 000 bis 25 000 Franken zu kommen. Da aber der Kauf eines eigenen Hofes samt Inventar heute ungefähr 300 000 Franken beträgt, so wird es bis zu diesem Zeitpunkt für mich ausgeschlossen sein, mich in der Schweiz selbständig zu machen. Das benötigte Fremdkapital wäre im Vergleich zum Eigenkapital 12:1. Das ist vor allem in der Landwirtschaft ein ganz unmögliches Verhältnis.

Die Aussichten, die nötigen Mittel für die Pacht eines Hofes zu ersparen, sind besser. Ich veranschlage, daß es dazu etwa 70 000 Franken brauchen würde. Hier wären die nötigen Kredite zu erhalten und könnten auch wirtschaftlich verantwortet werden. Nun hat aber auch die Pacht als Existenzgrundlage einer Familie ihre Nachteile. Zu diesen gehören die größere Unsicherheit und die Abhängigkeit. Außerdem muß ein Pächter, um mit Erfolg wirtschaften zu können, ein verhältnismäßig großes Gut übernehmen. Das verlangt aber wieder Fähigkeiten, die vielen landwirtschaftlichen Arbeitern abgehen, die durchaus in der Lage wären, einem kleineren Betrieb in Eigenbesitz vorzustehen. Aber auch jenen, die das Zeug hätten, um ein größeres Gut zu pachten, und welche sich die notwendigen Mittel beschaffen könnten, steht hindernd im Wege, daß es der großen Nachfrage wegen sehr schwierig ist, eine gute Pacht zu finden.

Die gehobeneren Posten für landwirtschaftliche Angestellte, wie zum Beispiel Verwalter und Werkführer, sind in der Schweiz zu selten, um im Zusammenhang mit der Landflucht betrachtet, stark ins Gewicht zu fallen. Im landwirtschaftlichen Stand fehlt, im Gegensatz zu Handel und Industrie, die breite Schicht der gut bezahlten Angestellten. Dem Großteil unserer Melker, Karrer und Meisterknechte ist es überhaupt nicht einmal möglich, eine eigene Familie zu gründen, ohne in einen anderen Beruf abzuwandern.

Wohl ist in neuerer Zeit einiges getan worden, um die Bedingungen von verheirateten landwirtschaftlichen Dienstboten zu verbessern. Bis jetzt jedoch ohne nennenswerten Erfolg. Warum das so ist, mag das folgende Beispiel zeigen. Es handelt sich um einen ehemaligen Arbeitskollegen von mir, einen verheirateten Melker. Dem Einkommen nach dürfte er zwar nicht schlechter gestellt sein als ein städtischer Fabrikarbeiter. Er kam mit der Kinder- und Familienzulage auf gegen vierhundert Franken monatlich; dazu freie Wohnung, Holz und Elektrisch unentgeltlich, ferner standen alle betriebseigenen Nahrungsmittel seiner Familie unbeschränkt zur Verfügung.

Er liebte seine Arbeit und war tüchtig, aber als er einsehen mußte, daß keine Möglichkeit bestand, später einmal selbständig zu werden, verließ er die Landwirtschaft, um als Handlanger in einer Fabrik zu arbeiten. Die Gründe waren: Die große Abhängigkeit vom Arbeitgeber. Die Naturalentlöhnung bringt es mit sich, daß der Arbeitgeber fast unvermeidlich in die private Sphäre hineinregieren muß. Dazu kommt die geringe Wertschätzung des Landarbeiters. Auch auf dem Lande selbst wird der Knecht in die niedrigste Gesellschaftsstufe eingereiht. Das wirkt gerade auf die tüchtigen und strebsamen Leute verheerend.

Die geistigen Hintergründe der Landflucht

Der Abwanderung dieses Melkers folgte ein Nachspiel. Auch ich hatte den Hof, auf dem wir beide angestellt waren, verlassen. Nach gut einem Jahr besuchte ich wieder einmal meinen alten Meister. Wen fand ich im Stall? Meinen alten Kameraden! Bevor ich Zeit gefunden hatte zu fragen, wieso er sich wiederum in die Landwirtschaft zurückgefunden habe, sagte er mir: «Weißt du, ich muß

halt ‚am Lebtigen' schaffen können», nahm die Gabel und schickte sich an, den Kühen die Einstreu zu ordnen.

Dieses Beispiel zeigt, daß es neben den Kräften, die zur Landflucht führen, auch solche gibt, die diese hindern. Allerdings nur bei jenen, denen das Bauern gewissermaßen im Blut liegt.

Was mich meinen Beruf wählen ließ, kann selbstverständlich Menschen mit anderen Eigenschaften gerade von diesem abhalten. Aber wieso kommt es, daß diese anderen in den letzten Jahrzehnten so zahlreich geworden sind? Zum Teil natürlich aus äußeren Umständen. Früher war, vor allem auf dem Lande, die Freiheit der Berufswahl eingeschränkter als heute. Man wuchs damals in der viel abgeschlosseneren bäuerlichen Umgebung einfach in die landwirtschaftliche Tätigkeit hinein.

Es gibt aber auch innere Ursachen der Landflucht. Da ist zunächst einmal der verhängnisvolle Kulturschwund auf dem Lande. Darüber kann weder die bessere Schulbildung noch die engere Verbundenheit mit den städtischen Kulturzentren hinwegtäuschen. Im Gegenteil, gerade das Mitmachen und Mitschwingen unseres Standes in der Massenzivilisation führen dazu, daß auch die Landbevölkerung immer mehr von ihrer Eigenständigkeit verliert.

Noch vor zehn Jahren, an meiner ersten Stelle, sind wir jungen Leute am Feierabend zusammen gesessen. Man sang die alten Volksweisen. Ich erinnere mich auch, wie uns ein Bündner die Sagen seines Heimattales erzählte. Wie anders ist es heute. An meiner jetzigen Stelle als Meisterknecht habe ich Gelegenheit, unsere Angestellten so ein wenig aus dem Abstand zu beobachten. An Stelle jener Abendsitze ist der Kinobesuch getreten und der Hauptteil ihrer Gespräche handelt vom Film. Welche Gattung von Filmen gerade in den Landkinos vorherrscht, ist wohl bekannt.

Das langsame Aufgeben der Eigenständigkeit auf dem Lande beleuchten vielleicht am besten die folgenden zwei Beispiele: Da ist der alte Bauernknecht, ein Greyerzer Melker, den ich unten im Waadtlande kennen lernte. Er besaß nur die dürftigste Schulbildung. Er sprach nicht einmal französisch fehlerfrei. Aber mit Stolz und Würde sprach er den Patois. Herrlich konnte er den alten Ranz des Vaches singen. Er wußte wohl, Feierabend und Sonntag zu halten, einen eigentlichen Arbeitsschluß hingegen, ein Müßiggehen, kannte er nicht. Aber er war von der Arbeit nicht besessen. Schuften war ihm fremd. Die Arbeit schloß bei ihm auch Gefühl und Liebe ein. Sie war Ausdruck seines eigensten Wesens.

Seinem Kuhstall gegenüber befand sich eine Pension, wo gebildete, hochkultivierte Lausanner Herren den Sommer zu verbringen pflegten. Mit diesen verkehrte der Bauernknecht auf natürliche, freimütige Art regelmäßig. Er wurde von ihnen ernst genommen, wie er auch seinerseits diese Herren und ihre Art achtete.

Und nun das Gegenstück: der Charly. Er ist zwar auf den Namen Karl getauft worden. Er schwärmte vom tollen Leben in der Stadt und versuchte damit aufzuschneiden. Er hatte sich mit seinem Lehrmeister verkracht, an den anderen Stellen hatte er wieder Pech gehabt: «Blöde Arbeit», «einen beschränkten Chef», und so weiter. Nun versuchte er eben sein Glück auf dem Lande. Und hier muß man leider auch um Leute, die sonst nirgends zu gebrauchen sind, froh sein.

Er war nicht dumm und von rascher Auffassungsgabe. Seine Bildung aber war Einbildung. Er meinte, seine Überlegenheit allen klar machen zu müssen. Unter Umständen konnte er tüchtig zugreifen, aber er entledigte sich der Arbeit mit Verdrießlichkeit. Sein Lebensinhalt waren platte Vergnügungen, schlechte Romane und Massenschausport. Da sich dies mit dem bäuerlichen Leben, in das er nun gestellt war, nicht vertrug, war er von tiefer Unzufriedenheit erfüllt. Er trug ein mürrisches Wesen zur Schau und stellte eine eigentümliche Mischung von einem Menschen mit Minderwertigkeitsgefühlen und ehrlichem Suchen dar. Ich kann die Lage dieses jungen Mannes verstehen. Ein Städter, der Schiffbruch erlitten hat, kann die harte ländliche Arbeit nicht ertragen; es fehlt ihm das bäuerliche Selbstbewußtsein und in dieses hineinzuwachsen ist fast unmöglich, weil es eben auch auf dem Lande immer mehr fehlt. Das zeigt sich gerade in der Geselligkeit.

Die Verödung der Geselligkeit und die Fremdarbeiter

Die vielen Feste und Festchen, Anlässe und Unterhaltungen landauf und ab sind keine Gegenbeweise. Von wenigen Ausnahmen abgesehen fehlt diesen die Eigen-

ständigkeit, darum geht ihnen das Beglückende und Erhebende ab.

Vor allem fehlen aber die Zirkel für das gemeinsame Gespräch von Mensch zu Mensch, wie wir es zum Beispiel an der landwirtschaftlichen Schule pflegten.

Eine andere Wurzel dieser Verödung der Geselligkeit besteht darin, daß wir jungen Bauern uns in einer so kleinen Minderheit befinden. Hier ist der Einfluß der Fremdarbeiter verheerend.

Das Großgut im Unterwallis, in dem ich als Aufseher arbeitete, wurde, von einigen schweizerischen Taglöhnern und den qualifizierten Arbeitern abgesehen, ausschließlich von Fremdarbeitern bewirtschaftet. Man hörte mehr Italienisch als Französisch. Wir Schweizer fühlten uns als Minderheit im eigenen Lande nicht mehr zu Hause. Ich kam mir oft eher als Sklaventreiber denn als Landwirt vor. Denn diese Leute aus dem Süden haben, auch wenn sie noch so gute Arbeiter sind, kein Gefühl für unser Land und sie empfinden keine Verantwortung gegenüber unserem Boden. Sie arbeiten ohne Liebe des nackten Verdienstes wegen. Dies ist ganz begreiflich. Uns ginge es, wenn wir im gleichen Falle wären, vielleicht nicht anders. Aber die Schweizer leiden unter dieser Arbeitslagermentalität. Ich kenne einen Bauern, der die Aufgabe seines Betriebes damit begründete, daß er es satt habe, sich mit diesen Fremdarbeitern herumzuschlagen.

Auch wenn die Schweizer Bauern das Heft heute noch fest in der Hand haben, so ist es doch unvermeidlich, daß diese fremde Mentalität auch auf uns abzufärben beginnt. Für unsere Bauernbevölkerung besteht die Gefahr der Überfremdung. Eine beachtliche Zahl von Müttern der zukünftigen Bauerngeneration werden Ausländerinnen sein. Ich kenne viele Höfe, wo die Töchter in einem Büro in der Stadt ihr Auskommen suchen und an deren Stelle auf dem Hofe ausländische Dienstmädchen treten. So werden viele der zurückbleibenden Jungbauern, wenn sie ihrem angestammten Beruf treu bleiben wollen, geradezu gezwungen, ihre Lebensgefährtin unter Ausländerinnen zu suchen.

Rationalisierung und Technik

Vor zehn Jahren noch drehte man sich im Waadtlande um, wenn man einen Traktor sah. Heute tut man dasselbe, wenn man ein Kuh- oder Ochsengespann sieht. Und wer weiß, wie lange es noch geht, bis auch ein Pferdefuhrwerk altertümlich wirkt.

Rationalisierung und Mechanisierung stehen in einer verwirrenden Wechselbeziehung zur Landflucht. Die Entwicklung zwingt auch den Bauern zur Rationalisierung und Mechanisierung. So müssen, wenn es an schweizerischen landwirtschaftlichen Arbeitern fehlt, und man auf Fremdarbeiter verzichten will, Maschinen her, um diese zu ersetzen.

An meiner jetzigen Stelle verbringe ich ganze Abende mit dem Ausrechnen von Produktionskosten und dem Heraustüfteln von rationalisierenden Spitzfindigkeiten. Ich versuche die Arbeit so zu organisieren, daß sie sich oft fast einem Fließbandbetrieb annähert. Aber mitten in meinen Rechnereien kann mich ein Sonnenuntergang, der Anblick eines in seiner vollen Kraft dastehenden, so recht im Erdreich verwurzelten Baumes oder der Blick eines Pferdes in Verwirrung bringen. «Du lebst nicht von dem», sage ich mir dann, «nicht deswegen bist du Bauer geworden», und so steigen mir dann Zweifel auf, ob wir auf dem richtigen Weg sind, wenn wir die Landwirtschaft zu rationalisieren trachten. Haben wir uns nicht in einen hoffnungslosen Wettlauf mit der Industrie eingelassen? Hoffnungslos, weil es in der Natur der Sache liegt, daß wir auf dem Gebiete der Rationalisierung anderen Erwerbszweigen nachhinken müssen. Es soll ja gerade in den Ländern, wo die Industrialisierung der Landwirtschaft am weitesten vorgetrieben worden ist, zum Beispiel in den USA, die Landflucht am größten sein.

Meine heutige Arbeit bringt es mit sich, daß ich täglich mit dem Traktor zu fahren habe. Arbeit ist mir sonst Freude. Aber hier ist sie mir bloß Pflicht. Ich weiß, ich bin nicht der einzige, der so empfindet. Ich kam einmal mit einem Genfer Bauer auf das Zugkraftproblem zu sprechen. Er rühmte die große Arbeitsleistung seines Traktors. Aber zum Schluß sagte er: «Mais c'est quand-même une sale machine.»

Und wie deutlich drückte sich mir gegenüber ein jütländischer Bauer aus: «Ich pflüge viel lieber mit meinen Rossen als mit dem Traktor. Wenn ich einen Umgang gemacht habe, so tätschle ich meine Pferde und die Pferde können es gut leiden. Aber eine Maschine streicheln, das kann man nicht.»

Der Sog der Stadt Als ich noch unten im Waadtland als Karrer diente, kam an einem Winterabend mein damaliger Meister aufgeregt von der Stadt heim. «Le fils de la cour a quitté!» Mit dieser Mitteilung platzte er förmlich in unsere gemütliche abendliche Hausgemeinschaft hinein. Und alsbald begann ein allgemeines Sichentsetzen und Werweisen. Was konnte diesen Sohn bewogen haben, sein Erbe zu verlassen? Es ist einer der reichsten Höfe der Gegend, ein Hof mit Geschichte und Tradition, der seit Generationen im Besitz der gleichen Familie ist. Man muß diesen Sitz gesehen haben, um die volle Tragik dieser Desertion zu erfassen: das festgefügte Wohnhaus aus heimischem Sandstein mit dem so eigenwilligen Savoyerdach, die geräumigen, Behäbigkeit ausstrahlenden Ökonomiegebäude, die fruchtbare, in Bodenkraft nur so strotzende Ackererde, die Bäume und die dazu gehörenden Weinreben, auch den Blumengarten vor dem Hause mit dem Blick auf den in die Weite führenden See und die den Horizont begrenzenden Savoyer Berge.

Was tauschte dieser Erbe gegen die Aufgabe dieses Gutes ein? Eine untergeordnete, eintönige Arbeit in einer Großgarage der nahe gelegenen Stadt und ein liederliches Frauenzimmer, das dazu gekommen war. Mehr wußte der Meister auch nicht als eben, daß dieser Sohn nun als Handlanger in einer Garage arbeite und mit «une de ces garces de la ville» herumzöge und wahrscheinlich darauf spekuliere, sobald der Alte abgekratzt sei, den Hof als begehrtes Bauland zu verschachern, um reich zu werden.

Die Entfremdung der Generationen In einem Hof hatte der einzige Sohn den Betrieb verlassen und eine eigene Pacht übernommen. Das war mir lange unbegreiflich. Ich gab die Schuld ganz dem Sohn; denn ich konnte mir keinen besseren Meister als diesen Vater vorstellen. Er war ein Mann, der in einem langen Bauernleben viel Erfahrungen gesammelt hatte, aber er war in diesen nicht festgefahren. Sein Geist hatte sich eine große Lebendigkeit und Frische erhalten. Trotz meinen jungen Jahren ließ er mich in einer Weise am Betriebsgeschehen auch geistig teilhaben, daß ich mir als voll genommener Mitarbeiter vorkam. Das machte die Tätigkeit erst so recht interessant. Sein Vertrauen ging sogar so weit, daß er mich an seinen persönlichen Sorgen teilnehmen ließ. Eines Tages war dann der Sohn nach Hause gekommen, um uns beim Dreschen zu helfen. Er und ich waren eben dabei, einen leeren Wagen rückwärts aus der Tenne zu schieben. Der Sohn hielt die Deichsel. Da kam der Vater dazu. Mit den Worten «laisse ça, pour cela tu n'es pas capable», nahm er die Deichsel zur Hand und steuerte den Wagen eigenhändig hinaus ins Freie. –

Später haben sich die beiden dann doch noch versöhnt. Der Vater zog ins Stöckli und der Junge nahm den Betrieb in Pacht.

Das kleine Geschehnis mit der Deichsel gab mir den Mut, auch unter dem Sohne zu dienen. Es schien mir möglich, daß die Schuld am früheren Zerwürfnis doch nicht nur beim Sohne allein lag. Meine neuen Meistersleute waren denn auch wirklich liebe Menschen. Ich lernte nun den Zwist von der anderen Seite her kennen.

An einem jener unvergeßlichen Abendsitze erzählte mir die junge Meisterin, die aber auch schon eine Frau in den Vierzigerjahren war, ihre Geschichte:

Sie war als junge Frau voller Ideale und mit den besten Absichten ins fremde Haus gezogen. Aber das neue Heim blieb ihr fremd, weil sie durch eine entwürdigende Behandlung von den Schwiegereltern geplagt wurde. Sie verlor ihre einst so blühende Gesundheit und welkte dahin, bis sie und ihr Mann als letzten Ausweg an einem grauen Novemberabend buchstäblich aus dem Hause flohen.

Und nach einem besinnlichen Nachdenken sagte sie in einem ergreifend weichen, innigen Ton: «Weißt, Jean, und dabei sind doch meine Schwiegereltern Christenmenschen und nicht nur dem Buchstaben nach, und auch wir haben uns wirklich Mühe gegeben. Daß es trotzdem zu diesem Zwist kommen konnte, kann ich einfach nicht fassen.»

Weil aber in diesem Falle auf beiden Seiten wirklich im Grunde der Wille gut war, hat sich dann doch noch ein glücklicher Ausgleich gefunden. Das konnte ich letztes Jahr feststellen, als ich an der Konfirmation der ältesten Tochter der jungen Frau dabei war. Es war ein milder, stiller Frühlingstag, ein inniges Zu-

Foto: Hans Schläpfer
Der Wartende

sammenspiel der zarten Farben: das erste Grün, das Blau des Sees und des Himmels, dazwischen das feierliche Silber der Berge. In der guten Stube des alten Hauses herrschte derselbe Glanz. Drei Generationen waren versammelt. Das jüngste Kind saß auf den Knien des Großvaters, der mit dem Enkel «Riti Rößli» spielte.

Aber nicht überall werden die Schwierigkeiten durch einen vereinenden Glauben schließlich überwunden. Das brutale Gelddenken läßt sie zur unüberbrückbaren Kluft werden und zerbricht die Menschen innerlich.

Ich kenne einen Bauernsohn aus einem sehr reichen Hofe. Aber dort zählte nur das Geld, Schuften und Raffen. Der Sohn litt schon in seinen ledigen Jahren unter diesem Hausgeist. Als er eine Frau heimbrachte, wurde es noch viel schlimmer. Krank an Leib und Gemüt ist er mit seiner Familie geflohen und arbeitet heute im anderssprachigen Landesteil bei fremden Leuten als Knecht. Seine Frau hilft in einem Sägewerk mitverdienen. Immerhin haben sie nun die Gesundheit wieder gefunden und fühlen sich glücklich.

Weniger gut ging es einem anderen meiner Arbeitskollegen. Auch bei ihm zuhause herrschte das gleiche Gelddenken. Er hatte ein Mädchen kennen gelernt, das er liebte und heiraten wollte. Sein Vater hat es mit der Peitsche fortgejagt. Es hatte nur einen, aber einen großen Fehler, es besaß kein Geld. Auch heute noch, zehn Jahre später, trauert der Sohn um seine ehemalige Braut. Er ist todunglücklich. Auch er ist von daheim fortgelaufen. Aber er bringt nicht die Kraft auf, sich seelisch von seinem Vater zu trennen. Über kurz oder lang wird er wieder an die väterliche Krippe zurückkehren. Er ließ sich biegen oder sogar wohl brechen.

Zukunftspläne Mein Ziel ist das gleiche geblieben. Ein Bauernhof, eigener Grund und Boden scheinen mir immer noch für mich der richtige Weg, um einer Familie, meinem Lande und Gott zu leben. Auf dieses Ziel ist nach wie vor, allen Schwierigkeiten zum Trotz, meine Arbeit, mein Erwerbssinn, mein Raffen gerichtet. Aber ich meine nicht, mich unter allen Umständen auf die Erreichung dieses Zieles verkrampfen zu müssen. Ich sehe doch auch andere Möglichkeiten, eine Pacht oder das Streben nach einem höheren Angestelltenposten. Auch das würde mir ja erlauben, entsprechend meiner Ausbildung und meinen beruflichen Neigungen zu wirken.

Ein anderer Ausweg wäre der Sprung ins Ausland. Ich würde auch dort eine Heimat finden. Mir ist die Fremde immer rasch zum Zuhause geworden. Wie war ich doch bei den Welschen unten daheim und bin es jetzt noch. Ein Jahr Aufenthalt in Dänemark genügte, um mir dieses Volk so lieb zu machen, daß ich noch heute manchmal so etwas wie Heimweh nach jenem schönen Land verspüre. Aber unter den heutigen Umständen auszuwandern, käme mir einfach wie eine Art Fahnenflucht vor.

Freilich gibt es auch andere Wege, um den Idealen zu leben, die mir vorschweben. Das zeigen viele meiner Bekannten. Aber sie haben eben andere Anlagen als ich und eine andere Ausbildung. Einer meiner ehemaligen Arbeitskollegen, der Ingenieur-Agronom, möchte in der Forschung arbeiten, das landwirtschaftliche Versuchswesen oder den Beratungsdienst ausbauen helfen. Gegenwärtig arbeitet er in einer kantonalen Landwirtschaftskammer, nicht um ein leichtes Pöstli zu besitzen, sondern um zu dienen.

Mein bester Freund, der in der Stadt aufgewachsen ist, wird den kleinen Familienbetrieb seines Großvaters in einem engen Bergtale erben. Er träumte früher von der Ferne, von Brasilien, von Afrika. Er war auch schon, allerdings nur zu Studienzwecken, im Ausland. Aber jetzt hat er sich doch mit Freude für sein Höflein in den Bergen entschieden. Den ganzen letzten Sommer verbrachte er auf einer einsamen Alp, um Wege auszubessern und Unkraut zu reuten.

* * *

Uns allen gemeinsam liegt nicht nur die Lösung der wirtschaftlichen, sondern auch der geistigen Probleme der Landwirtschaft am Herzen. Die alte Bauernkultur muß erhalten und erneuert werden. Das ist vor allem die Aufgabe der Erziehung. Ich habe die dänischen Volkshochschulen kennen gelernt und ihren Erfolg gesehen. Auch in der Schweiz wäre die Aufnahmebereitschaft für eine ähnliche, unseren Verhältnissen entsprechende Einrichtung vorhanden. Der geistige Hunger ist da, man müßte ihn nur zu lenken wissen.

Foto: W. Gasché
Statue und Tänzerin